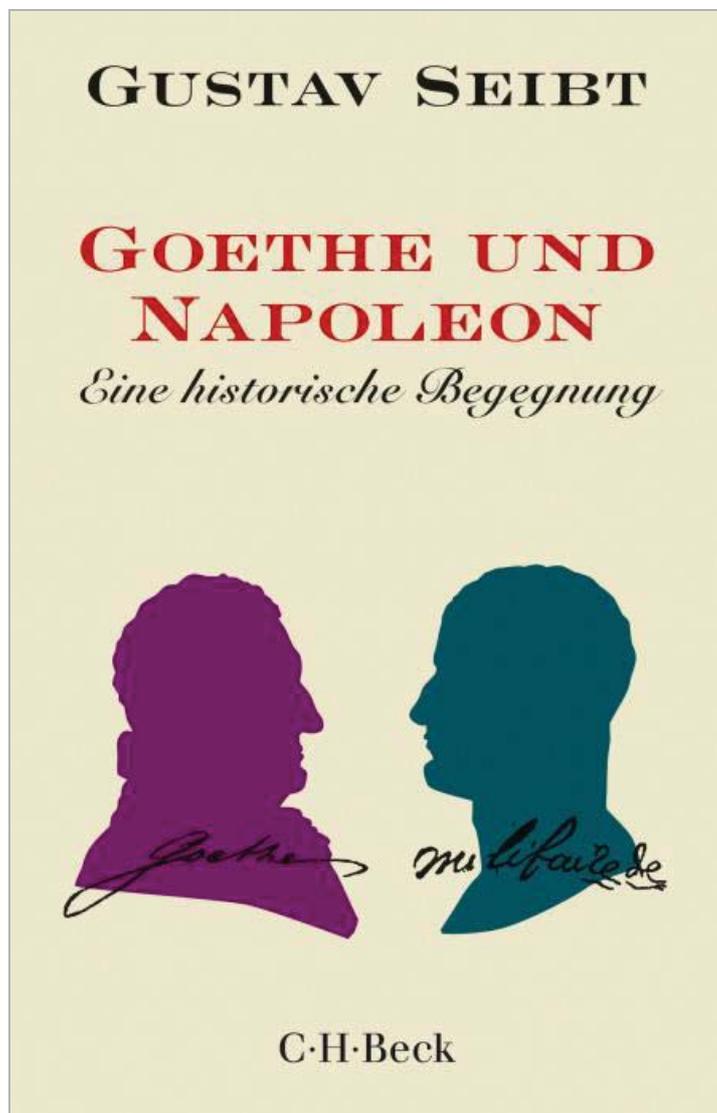


Unverkäufliche Leseprobe



Gustav Seibt
Goethe und Napoleon
Eine historische Begegnung

2021. 288 S., mit 35 Abbildungen
ISBN 978-3-406-76732-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/31845224>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Vom 27. September bis 14. Oktober 1808 versammelten sich in Erfurt die Herrschenden Europas unter der Ägide Napoleons. Am 2. Oktober 1808 hatte Deutschlands berühmtester Dichter, Johann Wolfgang Goethe, Audienz bei dem französischen Kaiser. Es entspinnt sich ein Dialog unter Genies, der durch die Bemerkung Napoleons – «Vous êtes un homme» – unsterblich geworden ist. Bei Goethe hinterließ das Treffen einen unauslöschlichen Eindruck, stolz trug er den ihm verliehenen Orden der Ehrenlegion und bewahrte Napoleon auch nach dessen Sturz ein ehrendes Andenken. Gustav Seibts glänzende Schilderung der Geschehnisse weitet sich immer wieder zu einem Portrait der beiden großen Männer und ihrer Epoche, der höfischen Verhältnisse und der geistigen Tendenzen des frühen 19. Jahrhunderts.

Gustav Seibt ist einer der angesehensten deutschen Feuilletonisten. Nach Stationen bei der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», der «Berliner Zeitung» und der «Zeit» schreibt er seit 2001 für die «Süddeutsche Zeitung». Für seine Arbeiten wurde er mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa. Bei C.H.Beck ist außerdem von ihm erschienen: „Mit einer Art von Wut. Goethe in der Revolution“ (2014).

Gustav Seibt

Goethe und Napoleon

Eine historische Begegnung



C.H. Beck

Dieses Buch entstand während eines Gastaufenthaltes am
Wissenschaftskolleg zu Berlin 2007/08.

Die 1.–5. Auflage sind als Hardcoverausgabe
im Verlag C.H. Beck erschienen.

1. und 2. Auflage. 2008

3. Auflage. 2009

4., durchgesehene Auflage. 2009

5., unveränderte Auflage 2010

Eine ergänzte Ausgabe erschien 2010 im
Deutschen Taschenbuch Verlag.

1. Auflage in der Reihe C.H. Beck Paperback. 2021

© Verlag C.H. Beck oHG, München 2008

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Satz: ottomedien, Darmstadt

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 76732 6



klimateutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig



Inhalt

Soldaten am Frauenplan

Weimar 1806: Die folgenreiche Nichtbegegnung mit Napoleon

7

Der Rheinbunddeutsche

Auf dem Weg zum Kaiser: Lektüren, Diskussionen, Dichtungen

39

«Vous êtes un homme!»

Die Begegnungen in Erfurt und Weimar

87

«Mein Kaiser»

Der Dichter im Empire

159

Dieses Kompendium der Welt

Erhöhates Anschauen: Napoleon-Gedenken beim alten Goethe

221

Nachwort

251

Anhang

Anmerkungen 255 | Quellen und Literatur 267

Abbildungsverzeichnis und -nachweis 281 | Namenregister 283



Soldaten am Frauenplan

Weimar 1806: Die folgenreiche Nichtbegegnung mit Napoleon

Zweimal schwebte Goethe in der Gefahr, sein Leben im Krieg zu verlieren. Der erste dieser Momente tödlicher Bedrohung war der Nachmittag der Kanonade von Valmy am 20. September 1792, der zweite die Nacht vom 14. auf den 15. Oktober 1806: Preußen hatte die Schlacht von Jena und Auerstedt gegen die napoleonische Armee verloren, und es drohte das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach samt seiner Residenz mit in den Zusammenbruch zu reißen.

Bei Valmy hat Goethe die Gefahr selbst aufgesucht. Als Zivilist begleitete er Carl August, seinen Herzog, der Chef eines preußischen Kürassierregiments war und in dieser Funktion am Feldzug der preußisch-österreichischen Koalitionstruppen gegen das revolutionäre Frankreich teilnahm. Goethe, der sich in diesen Wochen durchweg im Kreis hoher Offiziere bewegte, war der Meinung, «daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulierten Truppen, welche Abteilung es auch sei, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll.»¹ Also blieb er an der Spitze der verbündeten Armee, als sie auf ihre französischen Gegner traf und es so aussah, als beginne nun eine Schlacht. Kugeln schlugen in einem Moment der Unachtsamkeit von der Seite dutzendweise vor seiner Eskadron nieder, wühlten sich in den weichen Boden und bespritzten Pferde und Reiter mit Schlamm.

Doch Goethe riskierte noch mehr. «Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen wie es eigentlich damit beschaffen sei.» Er ritt auf ein Vorwerk, das gerade erobert worden war und überblickte zerschossene Dächer, herumliegende Weizenbündel, die darauf ausgestreckten tödlich Verwundeten, und er beobachtete die Kanonenkugeln, die auf den Überresten der Dächer klapperten. Ganz allein ritt er auf den Höhen weiter: «Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüber spielten; der Ton ist wundersam genug, als wär' er

zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels.» Immerhin schützt der vom Regen aufgeweichte Boden vor dem Rückstoß, der Gefahr des Ricochetierens.

Was Goethe nun erlebte, hat ihn sein Lebtag nicht mehr losgelassen; wiederholt hat er davon erzählt. So notierte die Weimarische Erbprinzessin Maria Paulowna, eine Schwester des Zaren Alexanders I., im April 1806, Goethe habe eine Beschreibung dessen gegeben, was man gewöhnlich «das Kanonenfieber» nenne – und dieses Wort schreibt die Prinzessin in ihrem französischen Text auf Deutsch: «*une description de ce qu'on appelle communément das Kanonenfieber.*»² Anderthalb Jahrzehnte später gab er davon eine ausführliche Schilderung in seinem Feldzugsbericht «Auch ich in der Champagne!», dem Buch, das wir als «Campagne in Frankreich» kennen. Sie zeigt die geschulte Beschreibungskunst des Naturwissenschaftlers, der sich einen Moment existenzieller Bedrohung durch Sachlichkeit vom Leibe hält. «Es schien als wäre man an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so daß man sich mit demselben Element, in welchem man sich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts von ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunrötlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr alles in jener Glut verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne.»

Die Schlacht fand dann doch nicht statt, am Abend erwies sich, dass die Franzosen standgehalten hatten, und von diesem Moment datierte Goethe bekanntlich rückblickend eine neue Epoche der Weltgeschichte: «Und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen.» Von seiner hasardeurshaften Erfahrung des Kanonenfiebers aber erzählte er gern jungen Damen: nicht nur der Weimarer Erbprinzessin, sondern auch seiner letzten Liebe, der jungen Ulrike von Levetzow, der er 1822 das Buch «Auch ich in der Champagne!» druckfrisch schenkte.

Umso bezeichnender ist, dass Goethe von seiner zweiten leibhaftigen Erfahrung mit dem Krieg, der Nacht von Jena und Auerstedt, selbst so gut wie nichts berichtet hat, obwohl er die beiden Momente – Valmy 1792 und Weimar 1806 – durchaus aufeinander bezogen hat. Dabei haben die Ereignisse von 1806 sein Leben viel stärker erschüttert als das



Die Schlacht bei Jena

«Kanonenfieber» von 1792, ja sie haben diesem Leben in mancher Hinsicht eine neue Richtung gegeben. Fast alles, was wir darüber wissen, müssen wir aus Mitteilungen aus Goethes Umgebung rekonstruieren.

Das letzte Gefecht der Schlacht bei Jena fand in den Nachmittagsstunden gegen 16 Uhr am östlichen Ortsausgang von Weimar statt, beim «Webicht», einem kleinen Wäldchen am Ufer der Ilm. Danach zogen sich erst die Preußen durch die Stadt in Richtung Erfurt zurück, ihnen folgten ab circa 17.30 die ersten französischen Truppen. Die skelettartig knappen Angaben in Goethes Tagebuch notieren den äußeren Ablauf: «Deroute der Preußen Abends um 5 Uhr flogen die Cannonenkugeln durch die Dächer um ½ 6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand Plünderung schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit u. Glück.»³

Das schreibfreudige, unentwegt Ströme von Briefen in alle Himmelsrichtungen aussendende Weimar hat der Nachwelt viele weit ausführlichere Schilderungen der «schrecklichen Nacht» mit ihren Plünderungen und Gewalttaten hinterlassen. Da lesen wir vom Hämmern an Türen, aufgebrochenen Schlössern, zerschlagenem Mobiliar, geraubten

Wertgegenständen, ausgeräumten Vorratskammern, von Brand und Lebensgefahr, begleitet von wilden Gesängen und Misshandlungen, wir erfahren von Vergewaltigungen. Aber die gebildete Gesellschaft der Residenz war kosmopolitisch und unbefangen genug, um auch die Beispiele korrekten Verhaltens und ritterlicher Courtoisie bei den französischen Eroberern, vor allem des meist untadeligen Offizierscorps', zu würdigen. Die Spannweite der Erfahrungen war groß. Christoph Martin Wieland konnte nicht nur melden, dass er, der im Alter von 73 Jahren zum ersten Mal in seinem Leben dem Krieg unmittelbar ins Gesicht sah, «völlig unbeschädigt geblieben» sei, und dass die zu ihm kommenden «Husaren und Chasseurs, so bald sie mich nur erblickten, so zahm wie Lämmer wurden» und mit anderthalb Dutzend Flaschen Wein vorliebnahmen; sondern noch mehr: «Schon am Mittwoch Morgen,» – also am 15. Oktober – «zwischen 7 und 8 Uhr, stellte sich, auf Befehl des Prinzen Murat, ein sehr braver Gensd'arme als Sauve Garde bey mir ein, und wenige Augenblicke darauf kam der Reichs-Marschall Ney in eigener Person, mir im Namen des besagten Prinzen anzukündigen, daß ich unter unmittelbarem Kaiserlichen Schutz stehe, und mir die verbindlichsten und schmeichelhaftesten Dinge zu sagen, die mir in meinem Leben gesagt worden sind.»⁴ Hier wurde ein den Franzosen bekanntermaßen freundlich gesinnter berühmter Autor vor allen Übeln bewahrt.

Am anderen Ende des Spektrums stehen Fälle wie der von Goethes Schwager, des Schriftstellers und Bibliothekars Christian August Vulpius, dessen junge Frau vergewaltigt wurde, oder das tragische Schicksal von Goethes Frankfurter Landsmann und Freund, des Malers Georg Melchior Kraus. Der Siebzigjährige leitete das Fürstliche freie Zeicheninstitut, in dem sich vor allem adelige und bürgerliche Damen in den graphischen Künsten übten. Kraus wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. Oktober Opfer der Plünderung. Er musste alles, was er besaß, ausliefern, und als er keinen Wein mehr herzugeben hatte, misshandelten ihn die Soldaten nicht nur körperlich, sie vernichteten auch viele seiner filigranen Zeichnungen. Sein Haus wurde ein Raub der Flammen. Obdachlos flüchtete der alte Mann erst ins Schloss, dann zu seinem Freunde, dem Verleger Bertuch. Kraus erkrankte in Folge der erlittenen Misshandlungen auf das Schwerste und starb am 5. November, drei Wochen nach der Nacht der Schrecken. Seine Beerdigung war die einzige, an der Goethe überhaupt in seinem späteren Leben teilnahm.

So etwas konnte also auch passieren, aber wenn man den Blick von den Einzelfällen aufs Ganze erhebt, muss man feststellen, dass Weimar, nicht zuletzt im Kontrast zum schwer geschlagenen Jena, noch Glück hatte. In die Residenz mit ihren etwas mehr als 7000 Einwohnern brach eine Armee von vierzig- bis fünfzigtausend Soldaten samt deren Tross ein. Die Männer waren erschöpft und aufgeputscht von der soeben bestandenen Schlacht, vor allem waren sie hungrig und durstig. Die napoleonischen Truppen pflegten nicht mit langen Nachschublinien zu operieren, sondern sich durch Requisitionen aus den durchzogenen Gebieten zu versorgen. Das Herzogtum Weimar war nun nicht nur der Schauplatz der Kriegshandlung, sondern auch einer von den zwei deutschen Verbündeten des Feindes Preußen – der andere war Braunschweig, das Land des Oberbefehlshabers. Weimar konnte sich also keine Hoffnung auf Schonung machen. In der Nähe des Schlosses wurden fünf Gebäude angezündet, von denen eine gerade Rauchsäule in den Himmel stieg, die den verstreuten Truppen ihren Sammlungspunkt anzeigte. Man glaubte schon, die Stadt brenne an vier Ecken, Panik kam auf. Doch, wie Johanna Schopenhauer schrieb: «Menschen wollten das arme Weimar verderben, Gott war barmherzig.»⁵ Der Himmel meinte es gut: Der Tag war windstill, die Sonne ging schön und klar hinter Erfurt unter, das Feuer verbreitete sich nicht, und wunderbarerweise fiel kein Funke auf den in vielen Straßen herumliegenden, teilweise offen verstreuten Sprengstoff aus den Munitionsfässern der abgezogenen Preußen.

Die kleine Stadt entging einer Katastrophe. Der Plünderung wurde zwar erst am 16. Oktober offiziell Einhalt geboten, doch blieben die Verluste überschaubar. Neben den fünf verbrannten Anwesen in der Vorwerksgasse scheinen nicht mehr als zwei Dutzend Häuser regelrecht ausgeplündert und vandalisiert oder angezündet worden zu sein – darunter allerdings auch das der Frau von Stein. Die größten Einbußen betrafen Geld und Gut, die ein Stadthistoriker so beziffert: «Neben 139 851 Reichstaler Bargeld wurde die Bevölkerung der Stadt an einem Tage und in zwei Nächten ärmer um 3242 Stück Zug- und Schlachtvieh, darunter allein 109 Pferde, 6846 weimarische Scheffel Getreide, 9286 Zentner Heu, 339 Stroh-Schütten Stroh, 40 836 Maß Wein, 25 779 Maß Bier, 8605 Maß Branntwein, Wäsche im Werte von 56 840 Talern, Silberwerk von 21 432 Taler, Möbel für 11 250 Taler, Materialwaren und Schnittware im Werte von 69 403 Talern.»⁶



Erbprinzessin Großfürstin Maria Paulowna, 1805

Prekär war für das Herzogtum Weimar vor allem der politische Moment. «Herzog von Weimar und Eisenach wären wir einstweilen gewesen.» Das soll Carl August, der Landesherr und Goethes Freund, nach der preußischen Niederlage, während des Rückzugs auf einer Trommel sitzend, gesagt haben.⁷ Der Herzog hatte sich unmittelbar vor dem Beginn des Krieges, trotz vielfach skeptischer Beurteilung der Berliner Politik und des Königs Friedrich Wilhelm III., mit Weimars traditioneller Vormacht Preußen verbündet, und so stellte das Herzogtum ein Bataillon von mehr als 700 Mann. Vor allem aber spielte Carl August als Heerführer eine wichtige Rolle in der preußischen Armee; er leitete die Vorhut, die über den Thüringer Wald den Franzosen entgegen nach Franken hatte vorstoßen sollen. Als dieser Plan an der Geschwindigkeit Napoleons gescheitert war, gelang es Carl August, ein Detachement

ohne Verluste über die Elbe nach Norden zurückzuziehen und so aus dem unkoordinierten Chaos und der wilden Flucht der übrigen preußischen Kriegsführung herauszuhalten. Dieser Erfolg wird dem strategischen Scharfblick Napoleons kaum entgangen sein. Hier hatte er einen Feind vor Augen, der etwas fähiger schien als die übrigen preußischen Generäle, von deren Untüchtigkeit er soeben bei Jena und Auerstedt so lebhaft Beweise erhalten hatte, und der mehr wagte als die anderen thüringischen Souveräne, die sich vorsichtig lavierend aus dem Krieg herausgehalten hatten.

Allerdings hatte das Weimarer Fürstenhaus einen Trumpf in der Hand, den der Kaiser nicht ignorieren konnte: Erbprinz Carl Friedrich war seit 1804 mit einer Schwester des Zaren verheiratet, der Großfürstin Maria Paulowna, die wir als ZuhörerIn von Goethes Erzählungen bereits kennen. Und auf den Zaren Alexander I., 1805 mit Österreich verbündet und so auch ein Gegner bei der Schlacht von Austerlitz, nun mit Preußen alliiert, und noch keineswegs besiegt, musste Napoleon Rücksicht nehmen; er dachte wohl damals schon daran, ihn auf seine Seite zu ziehen. Und da verbot es sich, allzu hart gegen einen Fürsten zu verfahren, der dem russischen Kaiser so nah verwandt war. Auch zeigte die französische Politik insgesamt die Tendenz, Preußen von seinen sächsischen Nachbarn zu trennen und dabei auf eingefleischte antiborussische Ressentiments zu setzen, mit Erfolg, wie sich erwies.

Sonst wäre das Schicksal des Herzogtums Weimar wohl tatsächlich so besiegelt worden, wie Carl August es eine Zeitlang erwartete und wie es dem Herzogtum Braunschweig tatsächlich erging. Es wäre beileibe nicht der einzige deutsche Zwergstaat gewesen, der in jener Zeit von der Landkarte verschwand. Der Moment nach der verlorenen Schlacht war jedenfalls außerordentlich bedrohlich. Der Landesherr befand sich weit entfernt und unerreichbar auf Märschen nach Norden. Die Herzoginmutter Anna Amalia hatte noch am 14. Oktober die Residenz fluchtartig verlassen. Die herzoglichen Prinzen dienten bei den preußischen Truppen. So vertrat allein die Herzogin Luise, Carl Augusts Gemahlin, die legitime Obrigkeit, unterstützt von der obersten beratenden Behörde des Herzogtums, dem Geheimen Consilium, bestehend aus den Exzellenzen Christian Gottlob Voigt und Wilhelm Ernst von Wolzogen sowie dem Wirklichen Geheimen Rat Exzellenz Johann Wolfgang von Goethe. Dieser war zuständig vor allem für die kulturellen Belange wie die Leitung

des Hoftheaters, der Bibliothek sowie nicht zuletzt auch die Steuerung der Universität Jena und die Verwaltung von deren wissenschaftlichen Sammlungen – doch war er selbstredend, wie vor allem der Briefwechsel mit dem Kollegen und engen Freund Voigt zeigt, auch über alle anderen politischen Fragen des Herzogtums genauestens informiert; und selbstverständlich musste in einem derart kritischen Moment auch Goethes Rat dringend erwünscht sein.

Zunächst spielte Herzogin Luise die entscheidende Rolle. Das erst kürzlich unter der Leitung Goethes wiederhergestellte Weimarer Schloss wurde zur Fluchtburg Hilfesuchender, darunter Charlotte von Schiller und Frau von Stein. Und hier wartete man auf den Sieger, für den Unterkunft und Bewirtung bereitgehalten wurden. Unterdes wurden die bereits eingetroffenen französischen Generäle – Rapp und Murat – von der Herzogin beschworen, den Plünderungen Einhalt zu gebieten, vergebens, denn Gnade walten zu lassen, war das Privileg des Kaisers.

Napoleon, der siegreiche Kaiser der Franzosen, traf am Nachmittag des 15. Oktobers im Schloss zu Weimar ein. An den Szenen, die sich nun und am folgenden Tag zwischen ihm und der Herzogin abspielten, hat sich die nationale Geschichtsschreibung lange Zeit erbaut. Hier fand man ein Beispiel von unerschrockener Frauenwürde, das an Luises Namensvetterin, die preußische Luise, erinnerte. Würdig und standhaft wie kaum ein Mann sei sie dem Sieger begegnet. Sie selbst hat es vorgezogen, in einem Brief an ihren Bruder in französischer Sprache festzuhalten, der Kaiser habe sie zunächst «sehr unhöflich», *très-impoliment*, behandelt. Ein anderer Augenzeuge berichtet, Napoleon habe der an der Schlosstreppe oben auf ihn wartenden Fürstin lediglich zugeworfen: *Je vous plains, Madame* und hinzugefügt: *j'écraserai votre mari*. «Ich bedaure Sie. Ich werde Ihren Gemahl vernichten.» Und dann habe er sie stehen lassen und sich in seine Gemächer zurückgezogen.⁸

Am nächsten Morgen und bei einem zweiten Zusammentreffen am Abend des 16. Oktober zeigte der Kaiser sich immer noch ungehalten, aber doch gesprächsbereit. Und tatsächlich hat sich Luise nicht allzu sehr einschüchtern lassen und den wortreichen Vorwürfen Napoleons gegen ihren Mann sein traditionelles Bundesverhältnis zu Preußen sowie die Soldatenehre, die auch der Kaiser achten müsse, entgegengehalten. Dass Napoleon so ausführlich drohte, lässt aber vermuten, dass er wohl von Anfang an anderes vorhatte, als Weimar auszulöschen. Er begann



Herzogin Luise, 1795

sogar, der standhaften Herzogin persönlich ritterliche Komplimente zu machen, die er in Zukunft bei jeder Gelegenheit wiederholte. Seine wichtigste Forderung war sofortiges Erscheinen Carl Augusts vor ihm sowie umgehendes Ausscheiden aus dem Bündnis mit Preußen. Beides ließ sich so umstandslos nicht verwirklichen, denn eine Kommunikation mit dem Herzog bestand nicht, nicht einmal sein Aufenthaltsort war bekannt. Und so begann für die provisorische Weimarer Staatsleitung – nun «Conseil administratif» genannt – eine Nervenpartie über die Existenz des Herzogtums, die genau zwei Monate dauerte, bis am 15./16. Dezember 1806 in Posen ein Friede geschlossen und Weimar als «souveräner Staat» in den von Napoleon geleiteten Rheinbund aufgenommen wurde. Der Kaiser drohte, ja er tobte zuweilen, seine Umgebung, nicht zuletzt der Außenminister Talleyrand, dagegen begünstigten und beruhigten. Carl August ließ sich zwar unverzüglich von Friedrich Wilhelm III. aus dem

preußischen Bündnis entlassen, was durch Briefe des Königs aus Magdeburg am 21. und Küstrin am 24. Oktober formell vollzogen wurde, doch der Herzog verstand es auch, sich allen Forderungen, nun endlich persönlich Napoleon aufzuwarten, immer wieder durch Langsamkeit zu entziehen. Dies trieb nicht nur die Weimarer Staatsmänner Voigt und Goethe schier zur Verzweiflung, sondern vor allem den jungen Geschäftsträger Friedrich von Müller – später als «Kanzler Müller» ein enger Freund Goethes –, der dem rasch von Sieg zu Sieg weiterstürmenden Kaiser bis tief nach Polen nachreisen musste, um die Friedensverhandlungen fortsetzen zu können und der mit lebhaften Schilderungen von seinen Audienzen beim Kaiser die Weimarer Führung immer wieder zwischen Angst und Hoffnung schweben ließ.

Dass Carl August und dann auch der Erbprinz entgegen dem Drängen vor allem Voigts und Goethes nicht gleich sprangen, um sich bei dem siegreichen Kaiser als Bittsteller zu präsentieren, zeigt mindestens ein empfindliches Standesbewusstsein. Erst am 30. November sprach der Herzog in Berlin bei Außenminister Talleyrand vor, und erst nach dem Jahreswechsel, Wochen, nachdem Frankreich ihn als souveränen Fürsten wieder anerkannt hatte, kehrte er in sein Land zurück. Aber verrät nicht Carl Augusts Zögern, in der dazumal hysterischen Stimmung in Weimar durchaus ungern gesehen, auch politischen Weitblick? «Unsere Lage zwischen Frankreich und Rußland ist sehr zweideutig», schrieb er am 5. Dezember aus Berlin an das Geheime Consilium. «Wir dürfen es nicht wagen, es mit Letzerm *ganz zu verderben!*»⁹ Für den Fall eines später nötigen neuen Seitenwechsels konnte es nur gut sein, wenn man es sich erkennbar schwer gemacht hatte, ins Bündnissystem Napoleons einzutreten.

«Die Bestätigung unserer kleinen politischen Existenz ist für uns etwas Großes», schrieb Voigt am 9. November an den Gesandten von Müller. Diese Existenz war vorerst gerettet worden, aber der Preis war so gewaltig, dass sich Entsetzen einstellte. Weimar musste als Mitglied des Rheinbunds und faktischer Vasall Napoleons nicht nur ein Truppenkontingent von 800 Mann stellen, es musste sich nicht bloß zur Einquartierung von fast 80 000 Soldaten und 22 000 Pferden bis ins Frühjahr 1808 bereitfinden, sondern vor allem wurde ihm eine Kontribution von 2,2 Millionen Franken auferlegt, was den gemutmaßten Einkünften des Herzogtums von einem ganzen Jahr entsprach. Mit Kontributionen wie



Christian Gottlob Voigt, 1804

diesen – Preußen wurde im Tilsiter Frieden mit im Verhältnis sogar noch drückenderen Lasten belegt – finanzierte das siegreiche Frankreich seine gewaltigen Kriegskosten, und zugleich behielt es ein dauerhaftes Druckmittel gegen die Besiegten in der Hand, die immer wieder um Stundung und Milderung bitten mussten, am Ende übrigens durchaus vergebens. «Dieser wie ein Licht gleichsam ausgeblasene Wohlstand macht den Vaterlandsfreund, der so lange daran arbeiten half, sehr sehr traurig», lautete das bittere Resümee des Geheimrats Voigt am 14. Dezember.¹⁰

An all dem musste Goethe lebhaften Anteil nehmen. Er gehörte, obwohl er sich vom engeren politischen Tagesgeschäft längst zurückgezogen hatte, nach wie vor zum engsten Führungszirkel um den Herzog. Außerdem berührte ihn die Existenzbedrohung des kleinen Staates, mit dem er sich seit drei Jahrzehnten verbunden hatte, auch persönlich unmittelbar. Am Herzogtum Weimar hing zum allergrößten Teil Goethes Lebensunterhalt und zugleich seine Lebensform als Schriftsteller und Gelehrter: Längst war die geistige Infrastruktur des Landes auch auf

seine Bedürfnisse zugeschnitten, in Bibliotheken und Sammlungen, der Universität, dem Theater. Man hat oft von einem aristokratisch-bürgerlichen Kompromiss in Goethes Dasein als Autor gesprochen; vielleicht wäre es präziser, die Symbiose, in der er lebte, höfisch-akademisch zu nennen. Weimar und sein Hof standen dabei für die ästhetische Seite, hier fanden sich Anlässe, Bühnen und Publikum für seine Dichtungen (und auch für populärwissenschaftliche Vorträge), darüber hinaus Gelegenheiten für eine ausgreifende Kunstpolitik. In Jena mit seiner Universität dagegen fand Goethe als Naturwissenschaftler und Philologe seinen Ort, hier konnte er sich von gesellschaftlichen Verpflichtungen freihalten, mit Freunden und Kollegen debattieren, aufwendige Experimente durchführen, als Wissenschaftspolitiker am Ort und als Kritiker in der «Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung» das geistige Leben in ganz Deutschland beeinflussen.

Dieses in langen Jahren um Goethe herumgewachsene System war nie vorher und nie nachher so bedroht wie in den Wochen um die Schlacht von Jena und Auerstedt. Die Tagebücher, die Briefe und die im Alter verfassten Rückblicke der «Tag- und Jahreshefte» dokumentieren eine Anteilnahme, die sich von Tag zu Tag, bisweilen von Stunde zu Stunde verfolgen lässt. «Abends bei Sereniss. wegen einiger Besorgungen in dessen Abwesenheit.» «Bey Serenissimo zum Abschiede.» «Bey Geh.R. Voigt wegen der Zeitumstände». «Mittag in Niederroßla bei Serenissimo im Haupt Quartier». Das sind Tagebuchnotizen vom 16. bis zum 24. September. In den «Tag- und Jahreshaften» schrieb Goethe noch zwei Jahrzehnte später von «sorgenvollen Verhandlungen» mit Voigt und einer «prägnanten Verhandlung mit meinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla».¹¹ Goethe scheint nicht zuversichtlich gewesen zu sein. Vier Tage vor der Schlacht dichtete er ein «Kriegslied» mit dem Vers «Ich hab mein Sach' auf nichts gestellt», was ihm sogar Wieland übel genommen haben soll.¹² Und am Vorabend machte er einen Spaziergang zum Lager der Preußen, wo ihn das allgemeine Chaos bedrückte. Auch Voigt war defätistisch. Schon am 4. Oktober schrieb er an Goethe: «Die besten Generals sagen, es sei ein bloßes Glück, worauf alles stehe und berechnet werden müsse. War aber das Glück bisher nicht immer auf der Seite des Gegenteils?» Und er gab zu bedenken: «Aber es ist nicht bloßes Glück; man spielt den Krieg so kundig wie ein guter Schachspieler auf dem Brett, und wir – sind neu und mehrköpfig.»¹³ Es ist vor dem Hintergrund



Goethe, 1806

solcher Zweifel nicht verwunderlich, dass Goethe die Teilnahme seines Fürsten am Krieg durchaus skeptisch sah. Was sollte die Formulierung von der «prägnanten» Verhandlung sonst bedeuten? «Prägnant»: Das klingt nach «deutlich» und «unheilsschwanger».

In Jena hatte Goethe in der Woche vor der Schlacht nahen Umgang mit der preußischen Heeresführung, die er fast täglich zu Tisch sah. Am 2. Oktober musste er seine gewohnten Zimmer im Schloss für den Fürsten Hohenlohe, den zweiten preußischen Oberbefehlshaber, räumen; nach der Schlacht bezog Napoleon dann Goethes Zimmer. Der preußische Offizier Friedrich Ludwig August von der Marwitz hat in seinen Memoiren das Bild der Exzellenz gezeichnet, die beflissen war, «vom Gelehrten und Dichter nichts, sondern allein den Minister sehen zu lassen. Er erschien nicht anders als im Hofkleide und größten Staat. Gepudert und mit einem Haarbeutel, gesticktes Hofkleid und Weste, schwarze, seidene Beinkleider, weiße seidene Strümpfe, Galanteriedegen und ein kleines seidenes Dreieck statt eines Hutes unter dem Arm.» Und

dann folgt der Satz voller Standesdünkel, der Fontane so erbitterte: «Er war ein großer schöner Mann und verstand die Würde seines Ranges, wengleich nicht den natürlichen freien Anstand eines vornehmen Mannes, sich anzueignen.»¹⁴

Unterdessen musste Goethe den Obristen Massenbach, damals im preußischen Stab tätig, vor der Eselei bewahren, ein antinapoleonisches Pamphlet zu publizieren. Solche Vorsicht hatte gute Gründe: Wenige Wochen zuvor hatte Napoleon in Bayern den Verlagsbuchhändler Palm erschießen lassen, der den bitter franzosenfeindlichen Traktat «Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung» eines anonymen Verfasser verbreitet hatte. Massenbach hat dem Weimarer Geheimrat später sein Einschreiten gedankt. Ermüdet von den unentwegten politischen Debatten, beruhigte sich Goethe nach seiner Art abends bei dem befreundeten Verleger Frommann durch wissenschaftliche Gespräche und Zeichnen. Den hartnäckigen Willen, sich von der Politik nicht überwältigen zu lassen, bekundet auch der Umstand, dass Goethe als Theaterdirektor in Weimar noch am Abend des 13. Oktobers zum Unwillen der lustlosen Schauspieler und vor halbleerem, nur von einigen preußischen Offizieren besetzten Haus eine Komödie spielen ließ: «Fanchon, das Leiermädchen». Längst lagen, wie schon oft seit dem Winter 1805/06, wieder preußische Militärs einquartiert in Goethes Haus.

Die politischen Sorgen steigerten sich in der Nacht nach der Schlacht zur physischen Bedrohung. Goethe selbst hat sie nie in Worte gefasst – das «schrecklich» aus dem Tagebuch blieb der stärkste Ausdruck –, doch Goethes Mitarbeiter Friedrich Wilhelm Riemer, damals als Lehrer von Goethes Sohn August Hausgenosse am Frauenplan, hat die Vorgänge in seinen 1841 erschienenen «Mitteilungen über Goethe» detailliert und glaubwürdig dargestellt. Glaubwürdig ist dieser Bericht schon deshalb, weil er genaue topographische Vertrautheit mit Goethes Haus verrät, und weil er, nach Art guter Augenzeugen, präzise das selbst Gesehene vom Gehörten unterscheidet. Eine schöne Einzelheit mag das veranschaulichen. Beim Rückzug der Preußen hinter der Mauer von Goethes Garten, der sogenannten «Ackerwand», die übermannshoch war, erklärt Riemer: «Ich sah sie nicht, sondern hörte nur das Geschrei und bemerkte die Spitzen der Gewehre und sonstigen Waffen über der Gartenmauer hinschwankend.»¹⁵ Wer so genau sieht, dem darf man wohl auch sonst vertrauen.

Es ist nicht nötig, Riemers lange, oft nachgedruckte Erzählung in allen Einzelheiten zu wiederholen oder sie gar mit den sonstigen Weimarer Gerüchten, Klatschereien und Ausschmückungen abzugleichen. Die entscheidenden Tatsachen sind: Goethe und Riemer empfangen die ersten französischen Husaren mit Wein und Bier am Frauentor nahe bei Goethes Haus und versicherten ihnen, dass die Preußen weg seien – eine wichtige Mitteilung, um Kampfhandlungen zu vermeiden. Goethe traf bei dieser Gelegenheit, wie sich später herausstellte, einen unbekanntem Bekannten, nämlich den Sohn seiner Frankfurter Jugendliebe Lili Schönmann, verheirateter Frau von Türkheim, der nun französischer Offizier war. Mit ihm ging Goethe zum Schloss. Von dort ließ er nach Hause melden, dass man den Marschall Ney samt einigen Kavalleristen zur Einquartierung bekommen würde – eine kluge, gewiss von Goethe selbst eingefädelt Maßregel, die seinen Haushalt vor Gewalttaten zu schützen versprach. Im Hinterhaus des Anwesens am Frauenplan hatten sich unterdes um die Hausfrau Christiane Vulpius nicht nur Goethes Familie und Bedienten versammelt, hierher flüchteten sich, als Plünderungen und Brände in der Stadt begannen, auch allerlei Schutzsuchende aus der Nachbarschaft. Die vorderen, auf den Frauenplan schauenden Räume aber waren den erwarteten Gästen vorbehalten; für den Marschall und seine Entourage wurde die Tafel gedeckt.

Es ist für das Verständnis der Riemerschen Darstellung wichtig, sich den Grundriss von Goethes Haus vor Augen zu halten. Es ist durch einen Innenhof in einen vorderen repräsentativen und einen hinteren, privaten und der Arbeit vorbehaltenen Bereich aufgeteilt. Vorne sind unten das Dienerzimmer und das Treppenhaus gelegen, im ersten Stock befinden sich Gelber Saal, Juno- und Urbino-Zimmer. Hinten waren Christianes Räume, die Küche, Goethes Schlafraum, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek und das Schreibzimmer.

Goethe kam bald vom Schloss zurück, doch Marschall Ney ließ auf sich warten und traf auch in den folgenden Nachtstunden nicht ein; einstweilen lagerten im Bedientenzimmer vorne sechzehn elsässische Soldaten. Hier im Vorderhaus hielt Riemer Wache und wartete auf Ney, während Goethe sich zur Ruhe nach hinten zurückzog. Was Riemer selbst erlebte, spielte sich im vorderen Teil des Hauses ab. Tief in der Nacht, die nur «von den hochaufleuchtenden Flammen der in der Ferne brennenden Häuser die nöthige Helligung» empfing, donnerten zwei

französische Tirailleurs, also bewaffnete Infanteristen, an die Tür und begehrten Einlass. Ein erstes Mal ließen sie sich mit dem Hinweis auf den erwarteten Marschall und die bereits eingezogene Belegung abweisen. Doch als sie wiederkehrten und die Türe einzuschlagen drohten, ließ Riemer sie hinein, gab ihnen Wein und Speise, was sie so aufmunterte, dass sie nun den Hausherrn zu sehen verlangten. Riemer eilte nach hinten, um Goethe zu holen, der die Soldaten mit dem Gewicht seiner Person zur Ruhe bringen soll.

Riemer wörtlich: «Er that es auch, ohne betroffen zu seyn oder zu scheinen. (...) Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtröck – der sonst scherzhaft Prophetenmantel von ihm genannt wurde – schritt er die Treppe herab, fragte was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten was sie billiger Weise verlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte. Seine würdige, Ehrfurcht gebietende Gestalt, seine geistvolle Miene schien auch ihnen Respect einzuflößen, sie waren auf einmal wieder die höflichen Franzosen, schenkten ein Glas ein und ersuchten ihn mit ihnen anzustoßen.» Goethe kann sich dann wieder zurückziehen, die beiden Soldaten trinken weiter, werden schläfrig, und da ihnen die bloßen Dielen nicht genügen, gehen sie die Treppe hinauf und nehmen die für Marschall Ney vorbereiteten Betten in Beschlag. Als dieser nach Tagesanbruch, also am Morgen des 15. Oktobers, endlich erschien und von den nächtlichen Vorfällen erfuhr, stürzte er wütend die Treppe hinauf und trieb «mit flacher Klinge die Kerls aus den Betten heraus, die nicht eilig genug Zimmer und Haus verlassen konnten. Ich sehe sie noch vorüber-eilen», schreibt Riemer, «und war damals nicht ohne Besorgniß, sie möchten noch etwas von Silbergeschirr und dergleichen haben mitgehen heißen.»

So weit, so außerordentlich unangenehm. Doch das Schlimmste erfuhr Riemer erst am Morgen, nachdem Ney eingezogen, eine Schutzwache vors Haus gestellt und somit für Ruhe und Ordnung gesorgt hatte. In der ersten Unterredung mit den übrigen Hausgenossen musste Riemer hören, «daß, während ich die beiden Marauders in den Betten glaubte, sie dem Hausherrn auf das Zimmer gerückt wären und sein Leben bedroht hätten. Da habe seine Frau einen der mit ins Haus geflüchteten zu Hülfe gerufen, dieser habe G. von den Wüthenden befreit, sie hinausgejagt, die Thüren seines Zimmers und Vorgemachs verschlossen und

verriegelt.» Hier macht Riemer einen Absatz und setzt hinzu: «G. selbst ließ sich nie etwas davon merken; ich aber war nicht wenig bestürzt über die Gefahr, in welcher er ohne mein Wissen und Gedenken geschwebt hatte.»

Dass sich Dramatisches bei Goethe ereignet hatte, verbreitete sich im klatschfreudigen Weimar natürlich unverzüglich, so notierte beispielsweise der Däne J.H.C. Koes, ein Freund Adam Oehlenschlägers, damals in Weimar zu Besuch, schon am 16. Oktober im Tagebuch: «Marodeurs bei Goethe, setzten ihm Bajonette vor die Brust.»¹⁶ Und auch sonst kursierten allerlei Ausschmückungen: So hieß es, Christiane habe sich vor Goethe geworfen und ihn damit gerettet, dass sie den Angreifern sogleich ein paar silberne Leuchter gab. Dass der Moment angespannt blieb, verraten Goethes Tagebuchnotizen, die auch die Namen der in seinem Haus kommenden und gehenden französischen Generäle – Lannes, Victor, Augereau – festhalten: «Beschäftigt mit der Sicherung des Hauses», am 15. Oktober. Und am 16. Oktober: «In dem Intervall [zwischen Lannes und Augerau] die größte Sorge. Bemühung um Sauvengarden.» Dass die großen Kriegsherren nicht allein kamen – in einer Nacht musste Goethes Haus Betten für vierzig Personen bereitstellen –, versteht sich von selbst. Doch dann beruhigte sich die Lage, und Goethe knüpfte mit französischen Funktionären, wie dem interimistischen Stadtkommandanten Dentzel und dem durchreisenden Kunstkommissar Dominique Vivant Denon, den er schon 1790 in Venedig kennengelernt hatte, höfliche, auch politisch wirksame Kontakte. Denon, der die Kunstsammlungen der besiegten Deutschen für das geplante Pariser Napoleons-Museum plünderte, fand in Weimar nichts mitzunehmen; Goethe legte gute Worte für die Jenaer naturwissenschaftlichen Sammlungen ein. Spätestens am Donnerstagabend, dem 16. Oktober, konnte Goethe sich für gerettet und gesichert halten. «Thätige Theilnehmung mancher Militärpersonen», heißt es dazu im Tagebuch. Am Tag danach traf ein beruhigender Schutzbrief des Stadtkommandanten – Dentzel kannte die Verhältnisse, denn er hatte in Jena studiert – für Goethe ein, und die französische Besatzungsmacht behandelte den berühmten Dichter fortan mit ausgesuchter Höflichkeit. Von ihm und Wieland ließ Denon Profile zeichnen, um Medaillen danach schneiden zu lassen – eine Woche nach der Schlacht! «Es ist nur gut», schrieb Goethe am 20. Oktober an seinen Kunstsachverständigen Meyer, «daß unsre Überwinder wenigstens

von einigen Individuen Notiz nehmen, da sie das Ganze nivellieren.» Goethe ließ seinerseits die deutsch-patriotische Zeitschrift des Literaten Johannes Daniel Falk, «Elysium und Tartarus», ebenso verbieten, wie er vor der Schlacht Massenbach seine Brandschrift ausgedrückt hatte: «Die Übel sind groß, so ein Narr kann sie noch vermehren!»¹⁷

Den peinigen Moment in der Nacht des 14. Oktober spielte Goethe fortan zeit seines Lebens herunter, ja man darf sagen, recht eigentlich verschwiegen er ihn. Hier war nicht von einer Mutprobe zu berichten wie beim Kanonenfieber von Valmy, sondern von einer Situation der Demütigung. «Wir leben! unser Haus blieb von Plünderung und Brand, wie durch ein Wunder verschont. Die regierende Herzogin hat mit uns die schrecklichsten Stunden verlebt, ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, so wie für jetzt die Erhaltung des Schlosses. Der Kaiser ist angekommen am 15. October 1806.» Das war sein stets gleichlautendes Bulletin an auswärtige Empfänger wie Nicolaus Meyer oder den Verleger Cotta, das regelmäßig auch den Satz enthielt: «Merkwürdig ist es, daß diese Tage des Unheils von dem schönsten Sonnenscheine begleitet und beleuchtet waren.»¹⁸ Der Brief an Cotta umreißt in wenigen Zeilen die neue Lage, in die sich der Schriftsteller Goethe versetzt sah: «In jener unglücklichen Nacht waren meine Papiere meine größte Sorge, und mit Recht. Denn die Plünderer sind in anderen Häusern sehr übel damit umgegangen und haben alles wo nicht zerrissen, doch umhergestreut. Ich werde nach dieser überstandnen Epoche um desto mehr eilen meine Manuscripte in Druck zu bringen. Die Tage des Zauderns sind vorbey, die bequemen Stunden in denen wir uns mit Hoffnung schmeichelten, unsere Versuche zu vollenden und was wir nur entworfen hatten, auszuführen.»¹⁹ Deutlicher hat sich Goethe an keiner anderen Stelle über jene Nacht und ihre Folgen für ihn ausgesprochen. Am 9. Dezember dankte er seinem Verleger für das Angebot eines Vorschusses und gesteht, «daß ich in den schlimmsten Augenblicken mich Ihrer freundschaftlichen Gesinnungen erinnert und im Fall der Not auf Ihre Bereitwilligkeit gehofft habe». Das lässt erkennen, mit welcher Möglichkeit Goethe in diesen Augenblicken kalkulierte: von Verlagshonoraren leben müssen. Dem vertrauten Freund Zelter in Berlin schrieb Goethe zum Jahreswechsel 1806/7 dann schon beruhigend: «Durch die bösen Tage bin ich wenigstens ohne großen Schaden durchgekommen.» Und wenn die in den 1820er Jahren niedergeschriebenen Aufzeichnungen in den

«Tag- und Jahresheften» vom «grimmigsten Unheil» sprechen, das am «vierzehnten Oktober über uns hereinbrach», dann geht die Rede auch wieder nur von der Gefahr für die «übereilt geflüchteten Papiere» der entstehenden Farbenlehre.²⁰

In den Tagen nach der Katastrophe war Goethe fast täglich «bei Hofe» und abends nicht selten bei der soeben neu nach Weimar zugezogenen Johanna Schopenhauer. Er kümmerte sich um Freunde und Kollegen, vor allem in Jena, das viel schlimmer gelitten hatte als Weimar. In Jena war ein halbes Stadtviertel mit zwanzig Häusern abgebrannt, das botanische Institut der Universität sowie die mineralogischen Sammlungen hatten beträchtliche Einbußen erlitten, und danach verwandelte sich die Stadt zu guten Teilen in ein grausiges Lazarett für die Verwundeten und Sterbenden der Schlacht, samt drückenden Versorgungslasten. Solange das Schicksal der Weimarer Landesherrschaft nicht entschieden war, konnte auch das Überleben der Universität nicht für sicher gelten. Von Napoleon hörte man die Meinung, es gebe zu viele Universitäten in Deutschland. Die Hochschule im preußischen Halle wurde alsbald zugemacht.

Goethe sammelte die Zeugnisse seiner Erlebnisse und Aktivitäten in einem Ordner «Acta die traurigen Folgen des 14ten Octobers 1806 betreffend»²¹. Einmal mehr erweist sich, wie «Goethes Aktenführung» – so hat es Ernst Robert Curtius in einem scharfsichtigen Aufsatz genannt – eine existenzielle, ja therapeutische Funktion annehmen konnte; wie das archivalische Verzeichnen und Einordnen des Ungeheuren ihm half, sein Gleichgewicht wiederzufinden. Dasselbe gilt für den harmlosen Zeitvertreib bei den Abendgesellschaften von Madame Schopenhauer: Da schnitt man Blumen aus Papier und klebte sie auf Lampen- und Ofenschirme.

Am 24. Oktober konnte endlich Goethes eigene Arbeit wieder beginnen; zusammen mit Riemer nahm er die Redaktion der seit dem Frühjahr entstehenden neuen Werkausgabe wieder auf. Die höhere Taktzahl und die größere Zielstrebigkeit von Goethes Publizieren in den folgenden Jahren wurde, wie Goethe es sich vorgenommen hatte, eine der Folgen der Krise im Oktober 1806.

Am 31. Oktober kehrte auch die Herzogmutter Anna Amalia nach Weimar zurück, und fortan verbrachte Goethe viel Zeit auch bei ihr. Nimmt man seine fast täglichen Kontakte zum Hof mit dem ebenfalls

auffällig dichten Briefwechsel mit Voigt und dem Geheimen Consilium zusammen und bedenkt, dass der Herzog weiter auf sich warten ließ, dann wird man Goethes Rolle bei der politischen Entschlussfindung in der prekären Zeitspanne sehr hoch einschätzen. Jedenfalls war er über den Fortgang der Verhandlungen mit Napoleon immer genau im Bilde, auch gab er entschiedene Meinungen dazu ab – so war er unbedingt für eine unverzügliche Reise des Erbprinzen zum Kaiser. Mit einem Wort des zwanzigsten Jahrhunderts muss man ihn und Voigt als «Erfüllungspolitiker» bezeichnen, die auf ein gutes Verhältnis zur siegreichen Besatzungsmacht setzten – übrigens, ähnlich wie im nahegelegenen Anhalt-Dessau des Fürsten Leopold Friedrich Franz, durchaus aus der jahrzehntelangen Erfahrung mit preußischer Willkür. Dazu kam bei Goethe ein allgemeineres Motiv, das seine Haltung in der gesamten napoleonischen Zeit bestimmte: die Ablehnung einer sich antikisch gebenden, bis zum Feindeshass getriebenen Vaterlandsliebe.

Das, was von heute aus wie ein Vorschein der nationalistischen Zukunft wirkt, erschien Goethe als künstliche Wiederbelebung uralter und überholter Geisteshaltungen durch weltfremde Professoren. Zu Riemer sagte er am 18. November 1806: «Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich den Obern zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum, weil uns Griechisch und Latein im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorenstolz, wie es Handwerksstolz, Bauernstolz und dergleichen mehr gibt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet.» Jetzt gelte es, nicht trotzig, auch nicht verzagt, sondern pffiffig zu sein. Schon im ersten Augenblick nach der Niederlage hatte Goethe also jene Haltung gefunden, der er das kommende Jahrzehnt über treu bleiben sollte. Daraus folgte die Ablehnung allen Trotzes als selbstzerstörerisch. Mitarbeit, nicht Widerstand, wurde zur Richtschnur. Als Weimars Fortbestand noch nicht gesichert war und französische Zwangsverwaltung als «pays conquis» drohte, erarbeitete der Geheimrat Goethe für die Besatzer in deutscher und französischer Sprache eine ausführliche Übersicht zu den wissenschaftlichen und künstlerischen

Einrichtungen des Herzogtums Weimar, also ein Dossier über seinen Zuständigkeitsbereich – im Moment der Krise nicht zuletzt eine Darstellung seiner eigenen Lebensleistung, aber auch Gelegenheit, gute Worte für das Mäzenatentum seines Herzogs einzulegen.

Am Ende des Jahres jedoch schrieb Goethe nach Berlin an Zelter: «Es war nicht Noth, mich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen, indem sie durch treffliche Männer genugsam besorgt wurden; und so konnt' ich in meiner Klause verharren und mein Innerstes bedenken.» Das war eine Reaktion auf die Mitteilung des Freundes, dass er im besetzten Berlin «Munizipal» geworden sei, also eine Funktion der bürgerlichen Selbstverwaltung in der eroberten preußischen Kapitale übernommen hatte.²² Trotzdem bleibt Goethes Satz vor dem Hintergrund seiner durchaus nicht beiläufigen Sorge für die Weimarer Belange merkwürdig, ja fast verdächtig.

Möglicherweise bezieht er sich auf einen der auffälligsten Umstände während der Krisentage nach der Schlacht. Goethe hat die Gelegenheit zu einer Begegnung mit dem Sieger Napoleon ausgeschlagen, jedenfalls verstreichen lassen. An fast allen Tagen vom 14. Oktober bis zum Monatsende ging er an den Hof – Zeichen seiner intensiven Teilnahme am Geschick des Landes. Nur an einem einzigen Tag fehlte er: am 16. Oktober. An diesem Donnerstag sollte Goethe zusammen mit seinen beiden Kollegen vom Geheimen Consilium, den Geheimräten Voigt und Wolzogen, sich in einer Audienz auf dem Schloss beim Kaiser präsentieren, um den Eroberer für die Erhaltung des Herzogtums günstig zu stimmen und vor allem die zu diesem Zeitpunkt noch fortdauernden Plünderungen beenden zu lassen. Auch ging es dem Consilium darum, als geschäftsführende Behörde akzeptiert zu werden. Wie dringend dabei Goethes Mitwirkung gewesen wäre, lässt ein gleichzeitiger Brief Wolzogens an einen ihm persönlich bekannten Marschall des Kaisers erkennen: «Seine Kaiserliche Majestät möge geruhen», heißt es da, «Weimar als einen der Sammelpunkte der deutschen Literatur anzusehen, und gestatten, daß die Vertreter der Regierung des Glückes theilhaftig würden, Seiner Kaiserlichen Majestät ihre respektvolle Ehrfurcht zu bezeigen und den Ausdruck ihrer vollkommenen Unterwerfung vor seinen Thron zu bringen.»²³ Nur mit dem Geheimrat Goethe ließ sich in diesem Moment die deutsche Literatur so ungesucht wie eindrucksvoll dem Auge des Kaisers präsentieren, sein Name dürfte neben dem von Wieland der

Einziges gewesen sein, mit dem Napoleon überhaupt etwas zu verbinden gewusst hätte; Wieland aber hatte, anders als Goethe, kein öffentliches Amt inne.

Doch Goethe ließ sich entschuldigen. Der mit Bleistift geschriebene Zettel an Voigt, in dem dies geschah, lautet: «In dem schrecklichen Augenblicke ergreift mich mein altes Übel. Entschuldigen Sie mein Ausbleiben. Ich weiß kaum, ob ich das Billet fortbringe.»²⁴ Voigt legte das Blättchen in seinen Akten ab, nicht ohne darauf zu notieren: «praes. 16. October 1806, als ich eben zum Kaiser und König Napoleon als Mitglied des Conseil administratif mit Herrn Geheimen Rat Wolzogen gehen wollte. V.» Goethe sagte in denkbar formloser Weise in allerletzter Minute ab. Ob Napoleon die Absage wahrnahm, ob ihm also Goethes Erscheinen zuvor angekündigt worden war, ist nicht bekannt.

Der eigentlich ungeheuerliche Vorgang ist immer eher ratlos kommentiert worden. Man verwies auf die angespannte Lage in Goethes Haus – «In dem Intervall die größte Sorge» – und auch auf eine sachliche Verlegenheit: Goethe hätte wider eigene Überzeugung seinen Herzog gegen zu erwartende schwere Vorwürfe des Kaisers verteidigen müssen. In Voigts anschließender Aufzeichnung erscheint das, was in Wirklichkeit gewiss nicht ohne Heftigkeit ausfiel, kanzleimäßig gedämpft: «Seine Majestät waren so gnädig, mancherlei Gründe zu detaillieren, aus welchen Ihro die hiesige Teilnehmung an Preußens Krieg mißfalle.»²⁵ Nun wird man gerade die in einem solchen Moment geforderte Diplomatie Goethe ohne weiteres zutrauen; dass er viel anderes als die Herzogin erwidert hätte, war nicht zu erwarten. Und die gefährliche Lage seines eigenen Hauses wäre doch am sichersten durch einen gnädig gestimmten Kaiser zu entschärfen gewesen.

Bleibt das «Übel». Dieser Ausdruck war nicht nur ihm, sondern auch seiner Umgebung als Bezeichnung für schmerzhaftes Nierenkolik geläufig. Im Frühjahr 1806 hatten sie ihn, wie das Tagebuch vermerkt, viele Male heimgesucht und manche «üble – oder böse – Nacht», manchen «verlorenen Tag» verursacht.²⁶ Goethes Schwager Vulpius vermerkte brieflich am 25. Februar: «Göthe ist schon wieder krank gewesen. Monatlich kömmt jedesmal sein Übel zurück.»²⁷ Und Charlotte von Stein, regelmäßige Teilnehmerin von Goethes Mittwochsvorträgen, schrieb am 12. März: «Schade, daß aber sein periodisches Übel oft die Vorlesung unterbricht.» «Sein Leiden ist sehr schmerzhaft.»²⁸ In Wei-

mar war nicht unbekannt, worum es sich handelte. Falk schrieb im März 1806 an Johannes von Müller: «Goethe hat monatliche Anfälle von der güldenen Ader, die bei ihm den Weg durch den Urin nimmt.»²⁹ Im Januar soll Goethe gesagt haben: «Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz gefallen sind.»³⁰ Nicht zuletzt um diesem Leiden abzuhelfen, suchte Goethe 1806 nach vielen Jahren zum ersten Mal wieder Karlsbad auf, wo er fleißig seinen Stoffwechsel mit dem heißen mineralischen Sprudelwasser kurierte und eine deutliche Linderung zu spüren glaubte. Und in der Tat tauchen in der zweiten Jahreshälfte in Tagebüchern, Briefen und Berichten keine Vermerke über das «Übel» mehr auf – mit Ausnahme des Billets vom 16. Oktober. Zum Jahresende schrieb Goethe an den Herzog Carl August sogar ausdrücklich: «Gern sag ich deswegen daß Carls-Bad mir sehr wohl gethan, daß ich keinen Haupt-Anfall diesen Winter erlitten.» Desto ominöser ist dann allerdings der folgende Satz: «Aber erlitten habe ich etwas vom 14. Octbr. an, auch etwas physisches das mir noch zu nahe steht um es ausdrücken zu können.»³¹

Das klingt wie eine Ausflucht. Man wird nie wissen können, ob das, was Goethe Voigt gegenüber als «Übel» deklarierte und was dieser als Anfall des bekannten Nierenleidens verstehen musste, nur vorgeschoben war oder ob Goethe in der Anspannung der «schrecklichen Tage» tatsächlich von einer so schmerzhaften Attacke außer Gefecht gesetzt wurde. Ausgeschlossen ist es nicht, nicht einmal unwahrscheinlich. Doch die undeutlichen Bemerkungen in den Jahresendbriefen an Zelter und Carl August sind nicht geeignet, das Misstrauen zu beschwichtigen, Goethe habe gekniffen – so, wie er sich in seinem Leben immer wieder unangenehmen Situationen entzog, nicht zuletzt allen Beerdigungen der ihm nächststehenden Menschen. Und vollends misstrauisch wird man, wenn man in einem Brief an den weit entfernten Schelling vom 31. Oktober 1806, der auf die «schrecklich dringenden Ereignisse» zurückblickt, liest: «Meine Gesundheit hat kaum gewankt, und ich befinde mich seit meiner Rückkehr von Carlsbad unausgesetzt so wohl, als ich nur wünschen darf.» Das passt schlecht zu der dramatischen Bleistift-Entschuldigung vom 16. Oktober. War Goethe an diesem Tag wirklich krank oder ist er einer seelischen Überforderung ausgewichen?

Begreiflich wäre es. Goethe, Deutschlands berühmtester Schriftsteller, der mutmaßen durfte, auch der Kaiser kenne seinen Namen, hätte

vor diesem doch als Besiegter, als Bittsteller auftreten müssen; er musste damit rechnen, dass Napoleon ihn nicht weniger hochfahrend anreden würde wie am Vorabend auf der Schlosstreppe die Herzogin. Das wäre kein freies Gespräch geworden wie genau zwei Jahre später in Erfurt, wo zwei der Großen ihrer Epoche für ein paar Viertelstunden Maß aneinander nahmen. Goethe mag Angst um sein Haus gehabt haben, ja er mag sich auch physisch schlecht gefühlt haben, aber vor allem wird er keine Lust gehabt haben, sich dieser Situation auszusetzen. Insofern trifft Hans Tümmers Bemerkung vom «Versagen» die Sache, auch wenn man zugeben muss, dass Goethes Ausfallen nicht entscheidend war, denn am Ende hing Weimars Schicksal nicht an seiner Intervention. Die Plünderungen der Stadt wurden so oder so ganz publikumswirksam nach dem öffentlichen Fußfall eines Schusters vor dem ausreitenden Kaiser in aller Form beendet – die Szene wurde sogleich in einer farbigen Zeichnung verewigt.

So aber brachte sich Goethe mindestens um einen interessanten Eindruck. Anders als der Kollege Voigt, anders als der Freund Zelter konnte er den Mann, der seit einem halben Jahrzehnt den Kontinent umwälzte, noch nicht in Augenschein nehmen. Die besiegten Weimarer waren, sieht man von der gekränkten Herzogin ab, durchaus nicht unempfänglich für den Eindruck von Napoleons Person, nicht nur der immer etwas erregbare Geschäftsträger Müller, sondern auch der trockene Voigt, der an das Schandmaul Böttiger schrieb: «Seit ich (den 16. Oktober) nebst Hr. v. Wolzogen eine Audienz bei Ihm hatte, war mein Zutrauen durch sein schönes Auge gehoben und ich kann es nie fallen lassen.»³² Wobei man sich fragt, ob so ein Satz nicht auch für die notorische napoleonische Postüberwachung bestimmt war.

Oder hat Goethe den Kaiser in diesen Tagen vielleicht doch gesehen, wenn auch aus größerem Abstand? Die Frage ist zu reizvoll, um ihr nicht nachzugehen. Das Tagebuch vermerkt am 15. Oktober: «Bey Hofe wegen Ankunft des Kaisers.» Der Kommentar der kritischen Ausgabe von Goethes Tagebüchern zitiert dazu aus dem Fourierbuch des Weimarer Hofes, also seinem täglich geführten Haushaltsbuch, dass der Kaiser mit seiner Entourage «um 4. Uhr herum» im Schloss eingetroffen sei, und allerlei sonstige Umstände. Dann heißt es: «Wegen des Empfangs ist noch zu bemerken, daß Ser[erenissi]ma S[ein]e Maj. den Kaiser mit dem [sic] eben anwesenden Herren und Damen [...] besonders den Herren

Cavaliers von Dienst oben an der Treppe empfangen u. von besagter K. Maj. bis an den Saal geführt worden, wo Höchsten voneinander schießen, u. in Ihre Apartements sich verfügten.»³³ Das ist die offizielle Version jener berüchtigten Treppenszene, in der Napoleon die Herzogin Luise so drohend anredete und dann stehen ließ. Schwer vorstellbar, dass Goethe davon nicht unterrichtet gewesen sein soll. Immerhin erwähnt er noch in einem Gespräch mit Eckermann am 10. Februar 1830, als der Tod der Herzogin bevorstand, eigens die «Willenskraft, mit der sie Napoleon widerstand». War er, der «wegen Ankunft des Kaisers» bei Hofe war, vielleicht im Hintergrund sogar Zeuge dieser hässlichen Szene? Dass er nie einen Ton dazu sagte, spricht nicht dagegen – Goethe hat, wie wir wissen, über viel mehr geschwiegen; und schweigen musste er unbedingt schon mit Blick auf sein peinliches Nichterscheinen am darauffolgenden Tag. Natürlich kann sein Tagebucheintrag auch bloß die Anwesenheit für eine Beratung bezeichnen, an der er noch vor der Ankunft des Kaiser teilnahm. Aber warum sollte Goethe zu jener Nachmittagsstunde sich nicht im Hintergrund unter den «eben anwesenden Herren und Damen» befunden haben? Dann hätte Goethes erste physische Begegnung mit Napoleon nicht in Erfurt 1808, sondern schon in Weimar 1806 stattgefunden. Auch in den folgenden Jahren hat, wie wir noch nachweisen werden, Goethe in seinem Tagebuch mehrfach darauf verzichtet, bloße Sichtbegegnungen mit Napoleon zu verzeichnen. Jedenfalls würde Napoleons absichtsvoll hochfahrendes Auftreten am 15. Oktober ein vorzügliches Motiv für Goethes Ausbleiben am 16. liefern. Die Frage selbst – stand Goethe in der Kulisse, gepudert, im Hofkleide, so, wie Marwitz ihn uns vor Augen gerückt hat, als Napoleon in seiner bekannten schmucklosen Kleidung, dem grauen Überrock, mit Eroberschritt nach oben kam? – wird sich nicht entscheiden lassen. Eine bedenkenswerte Möglichkeit bleibt es.

Jedenfalls hat kein zweites politisches Ereignis Goethes persönliches Leben so direkt beeinflusst wie die Nichtbegegnung mit Napoleon durch die Schlacht von Jena und ihre Folgen. Die Krisentage und -wochen nach dem 14. Oktober veranlassten ihn zu einer grundlegenden Neuordnung seiner persönlichen Lebensumstände. Er heiratete, und er regulierte seine Vermögensverhältnisse. Zusammen mit der zielstrebigem Sicherung seiner Schriften in der entstehenden Werkausgabe, nicht zuletzt dem nun zügig vorangetriebenen Abschluss der Farbenlehre, ergibt

sich das Bild eines bemerkenswerten Energieschubs. Schon am 17. Oktober schrieb Goethe an den Hofprediger Wilhelm Christian Günther: «Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bey mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundinn, die so viel an mir gethan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.» Sonntag solle der Termin sein, und Goethe wollte wissen, welche Schritte dafür zu tun seien. «Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft gleich Antwort. Bitte!»³⁴ Voigt und Wolzogen mussten die Formalien des dreifachen Aufgebots und einer Abgabe an die Waisenkasse aus dem Weg räumen, damit die Trauung in der von Goethe gewünschten Eile vonstatten gehen konnte. Sie fand bereits am Sonntagvormittag, dem 19. Oktober, in der Hofkirche im kleinsten Kreis statt; als Trauzeugen fungierten Riemer und der Sohn August. Dieses überstürzte, den aufgewühlten Moment blitzartig benutzende Verfahren hat hässliche und unwahre Kommentare befeuert, Goethe habe unter Kanonendonner und Brandfackeln geheiratet, in einem Kirchenraum, in dem soeben noch die Verwundeten gelitten hätten. Demoiselle Vulpius, Goethes Haushälterin, so formulierte es die «Allgemeine Zeitung» am 24. November, habe allein einen Treffer gezogen, «während tausend Nieten fielen».³⁵ Goethes lebenslange Verachtung für die Presse wurde durch solche Frühformen des Boulevards zementiert. Auch die Reaktionen in der Weimarer Gesellschaft, vor allem bei den adeligen Damen von Schiller und von Stein, zeugen von außerordentlicher Missgunst. So zog Goethe es vor, seine Gattin bei der neu zugezogenen Johanna Schopenhauer, die er erst zwei Tage vor der Schlacht bei Jena und Auerstedt zum ersten Mal besucht hatte, in die Gesellschaft einzuführen. «Als Fremde und Großstädterin traut er mir zu daß ich die Frau so nehmen werde als sie genommen werden muß», schrieb Madame Schopenhauer, und sie prägte den unvergesslichen Satz: «Wenn Goethe ihr seinen Namen giebt können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben.»³⁶

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de